Köpfe und Ideen
2016

Wissenschaftskolleg zu Berlin

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

Laith **Al-Shawaf** Dorit **Bar-On** Tatiana **Borisova** Victoria **Braithwaite** Jane **Burbank** Anna Maria **Busse Berger** Tim **Caro** Mircea **Cărtărescu** Barbara **Caspers** Daniel **Cefaï** Innes **Cuthill** Clémentine **Deliss** Holger **Diessel** El Hadji Ibrahima **Diop** Paula **Droege** Finbarr Barry **Flood** Peter **Gärdenfors** Michael D. **Gordin** Leor **Halevi** Ina **Hartwig** Hassan **Jabareen** Michael **Jarrell** Daniel **Jütte** Martin **von Koppenfels** Tina **Kretschmer** Gertrude **Lübbe-Wolff** Charles **Malamoud** Naoko **Matsumoto** Christoph **Menke** Aniruddha **Mitra** Philippe **Mongin** Daniel **Osorio** Richard O. **Prum** Anda **Rottenberg** Alexandre **Roulin** Hannah **Schmidt-Glenewinkel** Jonathan **Sheehan** Maria **Shklyaruk** Luc **Steels** Michael P. **Steinberg** Barbara **Stollberg-Rilinger** Devi **Stuart-Fox** Felicita **Tramontana** Ralph **Ubl** Alexander **Verlinsky** Barbara **Vinken** Constanța **Vintilă - Ghițulescu** Daniel M. **Weary**

Fellows 2015/2016

Prelude | Zum Auftakt

Katharina Wiedemann

Köpfe und Ideen offers an outsider's perspective on the Wissenschaftskolleg. By featuring a small selection of Fellows and their research, we seek to convey an impression of the events, personalities and dynamics of the current academic year. And we take our time in getting to know the Fellows and in finding just the right journalists for writing portraits that well capture those individual "heads" and their "ideas."

As with past issues, volume no. 12 entails a series of snapshots illustrating the wide variety of themes typically to be found in any given year at the Wissenschaftskolleg. These include a comparative study of cultures of deliberation in international apex courts; an analysis of the origin of language in our brains and within a social and cultural context; an investigation into just how the meaning of work in various societies has changed across time; an inquiry into the kind of pain felt by animals and how this can be measured; and an examination of how Islamic societies, in particular their religious authorities, have reacted to the introduction of Western things.

The photos pay due reverence to the environment into which Fellows are thrown for their year at the Wissenschaftskolleg – namely the Grunewald. Some of the yearlong visitors fall prey to its charming landscape of small lakes, winding streets, woodsy jogging paths, and general calm not far from the city's center. While others never warm to the eclectic mix of pompous villas old and new, the lack of any of the interesting restaurants, bars and galleries that are so contributive to Berlin's current popularity - nor do they candy to the far greater number of people walking dogs than, for instance, pushing strollers. And still others are well informed as to the dark past that cloaks many of the old houses and is represented by "Track 17" of the S-Bahnhof Grunewald.

All these impressions cannot hide the fact that like all of contemporary Berlin even the Grunewald bears signs of ongoing transformation. The photographs in this present issue of *Köpfe und Ideen* can perhaps impart a certain sense of this.

Enjoy!

Köpfe und Ideen offeriert einen Blick von außen ins Wissenschaftskolleg. Anhand einer kleinen Auswahl von Fellows und ihren Forschungsvorhaben bietet es einen Eindruck des Geschehens, der Entwicklungen und Konstellationen eines akademischen Jahres. Dafür lassen wir uns Zeit, die einzelnen Fellows so gut kennenzulernen, dass sich eine glückliche Zusammenarbeit mit einem Autor, einer Autorin herbeiführen lässt, der oder die einzelne Köpfe und deren Ideen für uns porträtiert.

Heft Nr. 12 besteht wie üblich aus einer kleinen Serie von Momentaufnahmen aus dem laufenden Jahr. Auch die diesjährige Auswahl an Fellows und ihren Forschungsvorhaben zeigt die große Vielfalt der mitgebrachten Themen: Sie finden einen Text über den Vergleich von Beratungskulturen an internationalen Höchstgerichten; einen zu den Ursprüngen von Sprache im Gehirn, im sozialen und im kulturellen Umfeld; es wird überlegt, wie sich die Bedeutung von Arbeit für den Einzelnen im Laufe der Geschichte in unterschiedlichen Gesellschaften gewandelt hat; welche Schmerzen Tiere empfinden mögen und wie man diese messen kann; oder aber wie islamische Gesellschaften, insbesondere deren geistliche Autoritäten, auf die Einführung westlicher Waren reagierten.

Die Bilderstrecke erweist der unmittelbaren Umgebung Reverenz, in die die Fellows während ihres Jahres am Wissenschaftskolleg versetzt werden: dem Grunewald. Manche der Einjahres-Gäste erliegen dem Charme der vielen kleinen Seen, der baumgrünen Straßen und Joggingpfade oder der erstaunlichen Ruhe unweit der Stadtmitte. Andere erwärmen sich nur mäßig für den eklektischen Mix aus alten und neuen pompösen Villen, vermissen die interessanten Restaurants, Cafés, Bars oder Galerien, die für die neueste Berlinbegeisterung wesentlich sind, oder schütteln den Kopf über die vielen Hundebesitzer, die den Kinderwagen zahlenmäßig weit überlegen sind. Wieder andere kennen Details der dunklen Geschichte, die viele der alten Häuser umgibt und an die „Gleis 17“ des S-Bahnhofs Grunewald erinnert.

All diese Eindrücke können nicht verdecken, dass auch Grunewald viel von dem Übergangscharakter besitzt, der das gegenwärtige Berlin so stark prägt. Ein wenig davon können Ihnen vielleicht die Bilder des vorliegenden Heftes vermitteln.

Viel Vergnügen bei der Lektüre!

Inhalt

8 Die Evidenz der Urteilskraft
Eine Begegnung mit Gertrude Lübbe-Wolff — Fellow 2015/2016
von Hannah Bethke

14 How does the world enter a person's head?
And just how does it then reemerge?
Four researchers have gleaned diverse evidence — Fellows 2015/2016
regarding the origin of language
by Manuela Lenzen

22 Mehr als nur ein Job
Bénédicte Zimmermann erforscht die Metamorphosen — Permanent Fellow
der Arbeit in ihrer historischen und transnationalen Dimension.
Das eröffnet ungewohnte Perspektiven auf aktuelle Fragen
von Ralph Bollmann

All of the portraits in this magazine – as well as information on all the Fellows and their research projects – can be found in both German and English at the Wissenschaftskolleg website: wiko-berlin.de/wikothek

30 Consider the fish
What do we know about pain in animals? Fellows 2015/2016
Three researchers are looking for answers
by Sonja Kastilan

38 Verbotene Waren
Der Historiker Leor Halevi erforscht, wie die muslimische Welt Fellow 2015/2016
auf Zeug der Moderne reagierte
von Hans-Joachim Neubauer

44 Bildnachweise

47 Autoren

49 Impressum

Alle Portraits dieses Hefts – sowie Informationen zu allen Fellows und ihren Forschungen – finden Sie auch auf Deutsch und Englisch auf der Website des Wissenschaftskollegs: wiko-berlin.de/wikothek

Die Evidenz der Urteilskraft

Eine Begegnung mit Gertrude Lübbe-Wolff

Fellow 2015/2016

von Hannah Bethke

Klarheit. Das strahlt sie aus. Kein Schmuck, keine Schnörkel, nichts Unechtes. Stattdessen Konzentration auf das Wesentliche. Luft und Erde. Struktur und Offenheit. Sachlichkeit. Für Eitelkeiten bleibt da kein Platz – obwohl es dafür Anlass genug gäbe. Als „Grenzgängerin" beschrieb sie einmal Bundespräsident Joachim Gauck, als „Person großer Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit" der Verfassungsrechtler Dieter Grimm. Gertrude Lübbe-Wolff, die in der Wissenschaft vom Recht ebenso beheimatet ist wie in der Rechtspraxis, hat einen Lebenslauf, der beeindruckender kaum sein kann.

Sie ist Professorin für Öffentliches Recht an der Universität Bielefeld und Mutter von vier Kindern, zwölf Jahre war sie Richterin am Bundesverfassungsgericht, zeitweise ging sie in die Verwaltung und war Leiterin des Umweltamts der Stadt Bielefeld. Gertrude Lübbe-Wolff, die bereits im Alter von sechzehn Jahren ihr Studium der Rechtswissenschaft aufnahm, ist Trägerin des Leibniz-Preises der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Hegel-Preises der Stadt Stuttgart. 2015 wurde ihr der Ehrendoktor durch das Europäische Hochschulinstitut in Florenz verliehen.

1953 geboren, ist Lübbe-Wolff die älteste Tochter von Hermann Lübbe. Die Philosophie des Vaters dürfte sie von Kindesbeinen an geprägt haben – wobei diese Formulierung nicht übertrieben ist, denn schon mit dreizehn Jahren besuchte Lübbe-Wolff mit ihren Eltern ihren ersten Kongress über Hegel. Hegel blieb fortan ihr Referenzpunkt, ihr philosophischer Lehrmeister, dessen Erkenntnisse sie stets mit einer politischen Klugheitslehre zu verbinden versteht. Nirgendwo wird das deutlicher als in ihrer immer wiederkehrenden Mahnung, „dass stabile Moral auf Stützung durch äußere Rahmenbedingungen angewiesen ist". Geleitet wird ihre Erkenntnis durch praktische Erfahrung: Dass Institutionen verhaltensprägend sind, sagt Lübbe-Wolff im Gespräch, habe sie im Umweltamt viel deutlicher gesehen als in der Universität. In dieser gegenseitigen Durchdringung von Theorie und Praxis möchte man fast schon eine lebensweltliche Dialektik erkennen, wenn es so etwas geben würde. Kein Zweifel: Hegel scheint überall durch.

Es gibt aber noch einen weiteren Denker, der sich in subtiler Weise mit dem Werk von Lübbe-Wolff zu verbinden scheint: Max Weber. Das gilt weniger für Thema und Inhalt seiner Aussagen als für die Art seiner Analyse. Es ist die Haltung gegenüber dem Forschungsgegenstand, das Sortieren, das Kategoriale, das diese unausgesprochene Assoziation erlaubt. Urteilskraft. Dienst an der Sache. Protestantismus. Drei Kategorien, die für das Verständnis Max Webers unumgänglich sind. Zugleich drei Kategorien, die auch im Wirken Lübbe-Wolffs eine starke Präsenz zeigen.

In ihrem neuen Forschungsprojekt, mit dem sie ans Wissenschaftskolleg gekommen ist, beschäftigt sie sich mit Verfahren der Entscheidungsfindung höchster Gerichte. Das Urteil der Richter will abgewogen sein, und um das zu ermöglichen, bedarf es spezifischer institutioneller Rahmenbedingungen. Im Bundesverfassungsgericht gibt es dafür aufwendige Beratungsphasen, deren Ziel eine unter allen Richtern einvernehmliche Lösung ist.

Wo andere vielleicht bloße Verfahrensregeln eines höchsten Gerichts sehen, erkennt Lübbe-Wolff eine wertvolle Kultur: eine *Beratungs*kultur. Anfangs sei sie skeptisch gewesen, erklärt sie: Diese „ausgeprägte Konsensorientierung des Gerichts“ erschien ihr als „rechtsfindungsfremde Kompromisshaftigkeit“, die dem Versuch gleichkomme, „Entscheidungen als unfehlbar zu inszenieren“. Diese Einschätzung aber bestätigte sich im Verlauf ihrer Tätigkeit als Richterin nicht. Kompromisshafte Entscheidungen haben ein hohes integratives Potenzial; diese elementare Erkenntnis veränderte die Sichtweise von Lübbe-Wolff. Eine Beratungskultur, wie sie im Bundesverfassungsgericht vorzufinden ist, gewährleiste die Unparteilichkeit und Abgewogenheit des Gerichts und trage bestmöglich zur „Erdung aller Beteiligten“ und zur „Auflösung von Ideologemen“ bei.

Das Instrument der Verfassungsbeschwerde, erläutert sie im Gespräch, habe die bundesrepublikanische Gesellschaft tief geprägt. Dass zum Beispiel die Polizisten manierlich mit Flüchtlingen umgingen, hat für sie genau mit diesem Umstand zu tun: Die Polizisten wissen, dass sie sich an die grundgesetzlichen Bestimmungen halten müssen, dieses Selbstverständnis ist tief in der Gesellschaft verankert. Auf diese Weise wirke das Bundesverfassungsgericht als „Propagator des Grundrechtsbewusstseins“ und befriede die Gesellschaft. Es handelt sich hier also um die unter Rechtsphilosophen vielzitierte „Integration durch Verfassung“. Das zeigt auch ihr Vergleich mit höchsten Gerichten anderer Länder wie etwa dem Supreme Court der USA: Tendenziell verhindere die dort vorherrschende „Beratungsresistenz“ eine integrative Wirkung des Gerichts und befördere „die Spaltung des Spruchkörpers in Fraktionen“.

Welche weiteren Länder und Gerichte sollen zum Vergleich herangezogen werden? Das wird sich im Laufe des Projekts noch zeigen. Klar ist schon jetzt: Es sind

wieder einmal praktische Erfahrungen, die das theoretische Erkenntnisinteresse von Lübbe-Wolff bestimmen. Und auch hier ist sie viel zu genau und selbstbestimmt, als sich von Vorgaben gerade angesagter Wissenschaftsmoden beeindrucken zu lassen. Mit Fragen nach einer spezifischen „Methode“ würde man bei ihr also nicht weit kommen. Es gehe nicht um die Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten, führt sie aus, dafür sei das Untersuchungsfeld viel zu komplex. In den Interviews, die sie mit Richtern höchster nationaler und internationaler Gerichte führt, arbeitet sie zwar mit Fragebögen, in denen sie für sich selbst abzufragende Fakten und Erfahrungen aufgelistet hat, aber nicht in der Erwartung, damit ein „einzig richtiges“, auf alle Gerichte anwendbares Verfahren ermitteln zu können. Wie kann man sich dem Problem also dann nähern? Als sei das eine Selbstverständlichkeit, sagt Lübbe-Wolff: „Mit Urteilskraft!“

Und auch das erinnert an Max Weber: Die „Schulung der Urteilskraft“ ist der Leitgedanke, den der Freiburger Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis einst Webers Werk zuschrieb – ebenso scheint sie ein zentrales Movens für Lübbe-Wolff zu sein. Vielleicht ist das eine weitere Parallele zu ihrem Vater, denn die Konzentration auf die Urteilskraft entspringt einem Wissenschaftsverständnis, das für Hermann Lübbe – seinerseits beeinflusst von der Schule um den Philosophen Joachim Ritter – schon maßgebend gewesen ist: Philosophie als *praktische* Wissenschaft. „Urteilskraft braucht der Handelnde“, schreibt Hennis, und genau das ist ja der springende Punkt in der Beratungskultur höchster Gerichte. „Es geht nicht um Sieg und Niederlage einzelner Richter“, stellt Gertrude Lübbe-Wolff klar, sondern es geht um die Frage, unter welchen Rahmenbedingungen es am wahrscheinlichsten ist, dass Gerichte rechtskonforme Entscheidungen treffen und ihre Entscheidungsspielräume sinnvoll nutzen. Eine wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass sie sich nicht polarisieren. Die Analyse der institutionellen Bedingungen, unter denen das am ehesten vermieden werden kann, gehört zu den Zielen des Projekts.

Damit kehrt das Leitmotiv der Institutionen zurück – sei es im Umweltschutz, in der Finanzkrise oder in den Diskussionen über das Freihandelsabkommen TTIP: Nach Lübbe-Wolff sind stets die Institutionen ausschlaggebend für das moralische Verhalten der Beteiligten und die jeweils geltende Gesprächskultur, die Deliberation. Mit Blick auf die Praxis des Rechts gilt: Je deliberativer eine Gesellschaft, desto deliberativer das höchste Gericht.

Hat das etwas mit der Idee der deliberativen Demokratietheorie zu tun, also mit dem Ideal einer Demokratie, in der unter Einbeziehung der Bürger über alle politischen Themen öffentlich diskutiert und beratschlagt wird? Durchaus: Das Bundesverfassungsgericht habe es hinsichtlich der Diskussionskultur sehr weit gebracht. Durch die Intensität des Gesprächs würden Positionen

der Beteiligten ernst genommen, sie lernten voneinander, es gebe wenig ideologische Konfrontation, und am Ende falle trotzdem immer eine Entscheidung. Wer das Deliberieren nicht um seiner selbst willen betreibt, sondern nach Modellen wirklich gelungener Deliberation sucht, weiß also jetzt, wo er fündig wird: im Bundesverfassungsgericht.

Und noch etwas ist von Lübbe-Wolff zu lernen: Wie ausgeprägt die Beratungskultur einer Gesellschaft ist, hängt auch mit der jeweiligen konfessionellen Tradition eines Landes zusammen. So ist etwa die Vorstellung von der Rechtsprechung als Verkünderin einer Wahrheit im Protestantismus weniger präsent als im Katholizismus, was zu unterschiedlichen Praktiken der Deliberation führen kann. Nicht minder wichtig ist das Menschenbild, das dem Nachdenken über eine funktionierende Beratungskultur zugrunde gelegt wird. Lübbe-Wolff erinnert im Gespräch an Machiavellis Lehre, nach der die Gesetzgebung von der Schlechtigkeit des Menschen ausgehen müsse. So weit wie Machiavelli will sie nicht gehen, aber, erklärt sie, „man muss mit der Fehlbarkeit des Menschen rechnen und dafür institutionelle Vorkehrungen treffen“, und das bedeutet für sie auch: Die Richter sind davon nicht ausgenommen, auch sie sind fehlbar und können durch dysfunktionale Eigeninteressen geleitet sein, daher bedarf es auch für sie starker Institutionen, um gute Moral zu gewährleisten. Man würde Lübbe-Wolff nicht gerecht werden, wenn man ihr diese Anschauungen als Pessimismus auslegt. Das ist kein Pessimismus. Das ist gesunde Skepsis, erfahrungsgesättigt und durchdacht, „keine Moralisiererei und Gesinnungshuberei“, wie sie einmal zur Verteidigung Hegels selbst vorbrachte, sondern Ausdruck politischer Klugheit.

Die Feststellung ihres Vaters, dass Arbeit eine „Erfahrung glücksträchtiger Sinnevidenzen“ sein kann, leuchtet in Gegenwart von Lübbe-Wolff sofort ein. Diesen Freiraum des Denkens und Seins, der solch eine Erfahrung überhaupt erst möglich macht, wollte sie auch ihren eigenen vier Kindern geben. Ihr sei es immer wichtig gewesen, dass ihre Kinder sich selbstständig entwickeln können, sagt sie im Gespräch, und weiß vielleicht gar nicht, wie angenehm ein solcher Satz in Zeiten omnipräsenter „Hubschrauber-Eltern“ klingt.

Doch Gertrude Lübbe-Wolff hält sich nicht mit Nebenschauplätzen auf, die vom eigentlichen Sachverhalt ablenken. Man kann sich auch kaum vorstellen, dass sie etwas für aufgeplustertes „Wissenschaftsmanagement“ oder für Karriereratgeber übrig hat, die in jeder Lebenslage strategisches Denken empfehlen und intrinsische Motivation durch Kalkül ersetzen. „Ich habe immer das gemacht, was mich interessiert hat“, sagt sie und geht unbeirrt ihren Weg.

Gertrude Lübbe-Wolff auf der Bismarckbrücke am Herthasee

How does the world enter a person's head? And just how does it then reemerge?

Four researchers have gleaned diverse evidence regarding the origin of language

Fellows 2015/2016

by Manuela Lenzen

"Bolima," says the little robot and his neck grates faintly in turning to his neighbor who is also a robot. This latter peers past the oversized building blocks that lie before them and finally points to a blue cube. The first robot nods – the language game has proven a success. From now on "Bolima" is the word for "blue cube" in robot-speak. "What's happening here is somewhat magical," says Luc Steels, a linguist and computer scientist at the University of Barcelona and convener of the Focus Group *Biological, Cultural and Social Origins of Language* at the Wissenschaftskolleg zu Berlin: "The two robots don't see the same way, each views the world from his own perspective. And yet they are able to agree on the designation for a certain object." Steels is convinced that it is only when robots themselves generate the terms by which they communicate with one another that they are able to develop intelligence – and this likewise is aiding us to understand just how it was that human beings learned to speak.

The animal kingdom has numerous and divergent forms of communication – from the chameleon's play of colors to the dance of bees to birdsong – yet the diversity and flexibility of human speech is quite singular and an essential building block in our intelligence. Because there is no record of the first words uttered by our species, researchers have investigated a wide array of fields for indications as to the development of human language. Four of these researchers have pooled their work in the Focus Group – these include Luc Steels, who calls his experimental robot method "synthetic linguistics" and which he bases on synthetic biology; Holger Diessel, professor of English Linguistics at the Friedrich-Schiller-Universität in Jena; Dorit Bar-On, philosopher at the University of Connecticut; and Peter Gärdenfors, a cognitive scientist at Sweden's Lund University. Holger Diessel is primarily interested in how the structures of language develop when children learn to speak. Peter Gärdenfors is seeking an "ecological" answer to the question why only humans learn to speak – and in answering this question the factors of environment and human interaction are as important as their cognitive abilities. Gärdenfors believes that the evolution of language is about how the human brain perceives the world and how that same world then emanates from the brain. Dorit Bar-On is an expert in expressive behavior; it is only when we come to grips with animals' non-verbal communicative behavior – for instance the fact that the rooster not only crows in a certain way when he has discovered food but that he also indicates the finding place with certain head movements – that we can succeed in bridging the postulated gap between human language and communication in the animal kingdom. Furthermore, in the dynamic debates of the Focus Group, Dorit Bar-On critically examines hitherto unquestioned premises and the tangled confusion of terms. As is typical of interdisciplinary collaboration, in the clash of diverse nomenclatures there are myriad little gremlins whose main preoccupation is to provoke misunderstandings.

But it is in one respect that the four researchers with their various approaches are indeed unanimous: there is no such thing as an inborn instinct for language – so the extremely influential linguist Noam Chomsky is wrong. "No one would contest that language and speaking are dependent on innate abilities," explains Holger Diessel while squinting into the winter sun which streams warmly into the Wissenschaftskolleg's restaurant. "Our concern, though, is whether or not these abilities are only there for language. And we're in agreement that this is not the case. We're not born with any particular sense for subjects, objects, verbs and relative clauses. The capacities that we employ so as to learn to speak are the same ones that we use to walk and drive cars." The emergence of language was thus a process that built on already existing faculties and which greatly accelerated when a critical mass of cognitive prowess became available. "With the first beginnings of culture there are ever more things which you have to talk about, for instance the preparation of food, look how much we talk about that!", says Gärdenfors. "This is a process that accelerates of its own accord."

If human beings have no particular aptitude for speaking then the question as to why humans learn to speak and other animals don't would seem to be all the more exigent. For Gärdenfors the answer lies in the dual evolution of communication and cooperation: "Animals communicate through the here and now whereas humans plan what they will undertake together in the future. To this purpose they need an idea of what the others want, they must find joint goals, and in order to descry future objectives they may perhaps not require words but some kind of symbols." He has found evidence for his thesis that language emerged with human cooperation in – among other disciplines – one that cognitive researchers have otherwise little concern for, namely archeology. Archeologists are certain that the manufacture of stone tools of the Oldowan culture, which created the oldest known such implements, would not have succeeded had there not been an instructor who could demonstrate the working steps. In order to teach a neophyte just how to properly manufacture a hand ax along lines of the Acheulian culture, the teacher had to speak some words. Gärdenfors is persuaded that *Homo docens*, the teaching man, was precursor of *Homo sapiens*, the wise man.

Showing someone something – Holger Diessel underscores that this must have been of crucial importance in bringing humankind to utter its first words. Very young infants can have their attention diverted through the gaze of other people. They look in the direction that the other is looking. And before they even speak their first words they start to point and direct the attention of others as well. Holger Diessel says: "And when they finally begin to speak they are more frequently uttering demonstratives such as 'There! There!' than they are in exclaiming 'Mama!' and 'Papa!'" These homely demonstratives play a large role in the further development of human grammar. Diessel: "These words are

simple, but in examining grammars around the world one sees that many important words are based on these indicatives, for instance the article in English and German. From the start of communication to the most complex of linguistic structures, everything has its start in showing."

Showing also plays a central role in the language games of Luc Steels' robots. "There are new indicators that ravens point with their beaks," declares Peter Gärdenfors, and Dorit Bar-On adds: "The alarm calls and feeding cries of guenons are likewise linked to where they cast their gaze and point their body, that is to say in direction of the threat or the food." There is little doubt – the Focus Group has taken a shine to showing.

Once words enter the world then something magical happens. As Holger Diessel puts it: "The representation creates distance and therewith flexibility." Words place humans at a remove from the world and create a space for them to ponder before acting. The psychologist and primatologist Sarah Boysen has demonstrated just what that entails. Chimpanzees cannot count well, they only know numbers one and two and thereafter they can only distinguish which pile is the larger one – they cannot be compelled to point to the smaller of two piles even if they receive a greater reward for doing so. But after Boysen taught them signs for counting up to seven they pointed to the smaller number so as to receive the greater reward.

So can we only think through language? "Language and thinking is like the chicken and the egg problem," says Luc Steels. "I believe that language is decisive in the development of thinking, for when we speak with someone we must generate terms, create categories, order the world. It is like a motor which drives us forward. And it is only when you have a terminology that you can have conversations with yourself – and what that means is to think."

Human beings cooperate, they instruct, they plan and at some point in this process they begin to speak. A nice rounded story. If only it weren't for the ravens. Not just humans but elephants, dolphins, birds and in particular ravens perform complex cognitive acts – without speaking of them. This is above all a concern of the Focus Group's philosopher. "I don't know how we should conceptually grasp the cognition of animals," admits Dorit Bar-On. "Should we assume that these animals have complex thoughts and draw conclusions but that for whatever reason they cannot communicate them? Or should we go on the assumption that the problems we as humans ponder are solved by them in another way?" Perhaps with the assistance of mental maps or sub-symbolic representations? Ms. Bar-On does not believe in the existence of a mental language, that philosophical twin sister of the language instinct which is the postulate of Jerry Fodor. She says that, "We still don't have a language for describing non-verbal thoughts." One must first understand what it means to have something in one's

mind that is not completely objectifiable but is also not mere behavior. In short it is not at all clear what is to be understood by the term "thinking." She laughs – "For a philosopher there's a lot of room at the table!" – and this yields unanimous and somewhat acquiescent nods from the others.

Once language has entered the world it forms an evolutionary system with its own rules. "That is a cultural evolutionary process, fast and open-ended," says Luc Steels. An evolutionary process that is not about survival, fitness and reproduction but successful communication. New words arise, old words vanish, sound combinations that are difficult to enunciate go missing, case markings emerge and are then abraded. Which might make for a simpler language but not necessarily simpler communication. "That which is not made explicit in language must be introduced through more background information, one must have more in his head," explains Steels. "It is not easy to say whether this is simpler or more difficult for speakers and auditors."

Equating evolution with progress or optimization is a misnomer. That goes for the world of nature as well as for the development of language. "This is a much discussed point among us," says Diessel. One thing is clear – languages change with the world and the communicative needs of speakers. New technologies bring new words along with them. But according to Diessel: "One could say that the move from a proto-language to a structured one constitutes progress – progress in terms of communicative possibilities, which for its part has an impact on human cognitive faculties. But once you have such a language, say English or French, it is useless to ask which is the better of the two." Well, interjects Bar-On, it does make a real difference as to whether a language has numerals for instance or whether there is only one, two and then "lots." The question whether there is also progress in language in the description of wines cannot be settled spontaneously. Gärdenfors asks: And who can describe a face so that the person in question might be recognized? Holger Diessel gives his own summary: "In comparing the various languages you above all see large overlaps in the functions and great differences in the structures. In all languages there are expressions for things and actions, for present and future, but not necessarily declinations and conjugations as we know them from European languages." And the Focus Group then enters into a lively discussion regarding what it is precisely that languages are able to describe …

But the four linguistic researchers are unanimous that the assorted structures of the various languages do indeed impact thought. And they share a regret over the disappearance of languages, for in the next hundred years up to 90 percent of the languages currently spoken will become extinct. Yet in their view there will not be a single unifying tongue in a globalized world since languages not only serve to promote communication and understanding but function as demarcations. "The older generation inveighs against the linguistic usage of the younger generation – that is a universal given," declares Diessel; one of the driving forces behind the development of languages is to delineate one's own group through a particular use of language.

But Luc Steels' robots still have not reached the stage where they delimit themselves through their own language – they first work to find a *common* language. And they are thus more rigorous than philosophers can ever be where it concerns those certain unquestioned assumptions, unclear concepts and forgotten premises of their creators and programmers; if something doesn't fit then they simply don't function or they behave strangely. Steels explains: "With the robots we can reenact seminal steps in the evolution of language, develop new ideas and test our assumptions." In so doing there is no need to prescribe certain terms or vowels or consonants to the robots, for they generate these themselves. The most important thing is that these artificial systems have a body and sensory organs and that they learn to speak about what they see. And a single robot alone is insufficient. "Language is always about communication with others," Steels reminds us. "If you were alone then you wouldn't have a language." At the Wissenschaftskolleg he is writing a book which summarizes his experiments in language evolution, and he is very pleased with what he has achieved thus far. The robots have succeeded in forming words, categories and even the beginnings of a more abstract syntax and recursive communication structures – i.e. someone thinks that the other person thinks… What is still lacking here is a meta-language, namely the ability to speak about language itself. Yet Steels is optimistic: "That is like the search for the origins of life – you have to bring the right ingredients together and shake them and just see what develops. It's the same approach." Bolima!

Holger Diessel, Luc Steels, Dorit Bar-On and Peter Gärdenfors atop the now abandoned monitoring system of the American armed forces at Teufelssee

AJ
MV
D.I.D.
JT
MORT

Mehr als nur ein Job

Bénédicte Zimmermann erforscht die Metamorphosen der Arbeit in ihrer historischen und transnationalen Dimension. Das eröffnet ungewohnte Perspektiven auf aktuelle Fragen

Permanent Fellow

von Ralph Bollmann

Für die meisten Menschen nimmt die Arbeit einen großen Teil ihres Lebens ein. Trotzdem war sie als Forschungsthema eine Zeit lang aus der Mode. Angesichts der rasanten wirtschaftlichen Veränderungen hat sich das gründlich geändert. Umso gefragter ist die Expertise der französischen Soziologin und Historikerin Bénédicte Zimmermann, die sich seit Langem damit beschäftigt. Schon 1996 promovierte sie über die Geschichte der Arbeitslosigkeit in Deutschland. Gemeinsam mit ihrem französischen Kollegen Michael Werner entwickelte sie das Konzept einer deutsch-französischen „histoire croisée“, einer „verflochtenen Geschichte“. Seit 2007 ist sie Directrice d’études an der École des hautes études en sciences sociales in Paris, seit 2015 zugleich Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Im Interview zieht sie eine Bilanz ihrer Forschungen und spricht über künftige Vorhaben.

Ralph Bollmann: Ihr jüngstes Buch trägt den Titel *Was Arbeiten bedeutet*. Das ist nun wirklich eine große Frage. Gibt es darauf überhaupt eine Antwort?

Bénédicte Zimmermann: Es gibt nicht die eine, endgültige Antwort, heute weniger denn je. Die Frage lässt sich mindestens auf drei unterschiedlichen Ebenen stellen: Was bedeutet Arbeit in einer bestimmten Gesellschaft, in einem bestimmten Betrieb, für einzelne Personen? Meist ist die erste oder die zweite Ebene angesprochen. Mir ist aber besonders wichtig, wie diese drei Ebenen zusammenhängen. Das erfordert, die individuelle Sinnsetzung und ihre Vielfalt wahrzunehmen.

RB: Geht es bei der Arbeit überhaupt um Sinn? Oder einfach nur ums Geldverdienen?

BZ: Es ist paradox. Wer keine Beschäftigung hat und nach einer Arbeit sucht, sieht darin in erster Linie ein Mittel zum Lebensunterhalt. Aber für die Leute, die am meisten Geld verdienen, ist eben dieses Geld meist nicht der zentrale Punkt. Sie suchen Selbstverwirklichung. Was bedeutet Arbeiten für das Individuum zu einem bestimmten Zeitpunkt seiner Laufbahn, und was ist, vom Ganzen der Gesellschaft her gesehen, der ökonomische, finanzielle und menschliche Zweck der Arbeit? Es handelt sich um nichts Geringeres als die Anerkennung der Tatsache, dass die Werte, die Menschen mit der Arbeit verbinden, höchst verschieden sein können.

RB: Welche Rolle spielt soziale Anerkennung?

BZ: Eine große. Und zwar nicht nur auf der symbolischen Ebene, sondern auch ganz konkret. In Frankreich und Deutschland läuft die soziale Absicherung hauptsächlich über das Lohnverhältnis. Wer keine Arbeit hat, hängt von der Armenfürsorge ab und bekommt auch später keine Rente.

RB: Diese zentrale Rolle der Arbeit nehmen wir heute als selbstverständlich hin. In vormodernen Gesellschaften war die Sicht anders. Bei Aristoteles gibt es sogar die Vorstellung, dass ein wirklich freies Leben nur ohne Arbeit möglich ist.

BZ: Stimmt, das hat sich in der Moderne grundlegend gewandelt. In früheren Jahrhunderten beruhte die Stellung in den europäischen Gesellschaften auf anderen Arten des Vermögens, vor allem auf Geburtsständen und Grundbesitz. Heute geht es um das soziale Vermögen, das die Arbeit schafft. Das gilt teilweise auch für die Eliten. Soziale und politische Integration ist in unserem Gesellschaftsbild mit Arbeit verbunden.

RB: Haben die Menschen nicht immer gearbeitet?

BZ: In gewisser Weise ist das eine anthropologische Konstante. Nur haben wir im 20. Jahrhundert mit der Lohnarbeit eine besondere Form und Bedeutung der Arbeit privilegiert. Mit dem digitalen Kapitalismus ent-

wickeln sich aber andere Arten der Beschäftigung. Es gibt einen enormen Druck hin zu mehr Autonomie in der Arbeit und im Arbeitsleben. Dieser Druck ist zugleich wirtschaftlich und sozial bedingt, was hoch ambivalente Konsequenzen nach sich zieht.

RB: Die neuen Arbeitsformen bringen doch auch neue Freiheiten für die Beschäftigten?

BZ: Vielleicht kann man etwas Gutes daraus machen. Doch der Diskurs der Selbstverantwortung, der sich mit dem Freiheitsdiskurs verbindet, ist fragwürdig. Oftmals überfordert das die Möglichkeiten des Einzelnen. Und nicht alle Leute verfügen über die entsprechenden Ressourcen. Verantwortlich zu sein, bringt nicht nur individuelle Ressourcen ins Spiel. Sondern auch kollektive oder, wenn man auf die Betriebsebene blickt, organisatorische – zu denen nicht alle denselben Zugang haben. Wie kann die Verantwortung für die Qualität der Arbeit dem Arbeitnehmer übertragen werden, wenn er nicht über die angemessenen technischen, materiellen und zeitlichen Mittel verfügt, um die ihm aufgetragenen Ziele zu erreichen? Das gilt sogar für Führungskräfte, wenn ein Manager nicht genügend Personal bekommt, um seine Aufgaben ordentlich zu erledigen.

RB: An die Idee der Lohnarbeit knüpft sich das Konzept der Arbeitslosigkeit. Im Deutschen entstand das Wort, wie Sie nachgewiesen haben, erst vor rund hundert Jahren. Warum so spät?

BZ: Das französische Wort für Arbeitslosigkeit erinnert noch an die alten Zustände. „Chômage“ kommt von „chaumes“. Das sind die Strohballen, die im Sommer auf den Feldern trockneten. Während dieser Zeit hatten die Bauern weniger zu tun. Diese Formen der Nichtarbeit waren in der Vormoderne alltäglich. Aber das war etwas grundsätzlich anderes als unser Begriff von Arbeitslosigkeit, der eng mit dem Begriff der Lohnarbeit verknüpft ist.

RB: Was hat sich verändert?

BZ: Mit der Industrialisierung kamen die Leute in die Städte, aus Bauern wurden Arbeitnehmer. Sie konnten ihre Lebensmittel nicht mehr selbst erzeugen. Das schuf eine neue Form der Abhängigkeit, nicht nur rechtlich gegenüber dem Arbeitgeber, sondern auch ökonomisch. Und es schuf ein neues soziales Problem: Wenn es zu Arbeitsmangel kam, wuchs durch die Zahl der arbeitslos werdenden Arbeiter auch die Zahl der Armen. Das Kaiserreich sortierte die grobe Kategorie der „Armut“ in Unterkategorien – je nach Ursache. So entstanden unter Bismarck die Sozialversicherungen. Sie zielten auf Armutsursachen, für die man die Arbeiter nicht verantwortlich machte.

RB: Die Arbeitslosenversicherung wurde in Deutschland erst 1927 eingeführt. Warum so spät?

BZ: Weil die Schuldfrage so umstritten war. Wenn jemand bei der Arbeit seinen Arm einbüßte, war die

Sache ziemlich klar. Aber wenn jemand seine Arbeit aus ökonomischen Gründen verlor und der Chef sagte: Er ist faul oder verhält sich unangemessen – wem sollte man da glauben? Erst die Weimarer Republik hat das überwunden. Nachdem die Arbeiter im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, wurden sie zu Bürgern wie alle anderen. Heute kehrt die Schuldfrage zurück – und der Verdacht: Wer keine Arbeit hat, der will auch nicht arbeiten.

RB: In Ihren Forschungen beschäftigen Sie sich mit verschiedenen Ländern, vor allem mit Deutschland und Frankreich. Was lernt man aus dieser internationalen Perspektive?

BZ: Wenn wir, trotz aller Widerstände, Europa gemeinsam weiter aufbauen wollen, brauchen wir einen neuen Blick. Es genügt nicht, nur die Unterschiede zu analysieren oder allein die wechselseitigen Transfers zu betrachten. Wir müssen stattdessen auf die engen Verflechtungen schauen. Mein Kollege Michael Werner und ich, wir haben das „histoire croisée“ genannt – verflochtene Geschichte.

RB: Ist das eine Rückkehr zu den Klassikern der Soziologie, die noch historisch dachten?

BZ: Vieles davon findet sich in der Tat bei Georg Simmel. Er betrachtet die Gesellschaft nicht allein von der Totalität oder von den Individuen her, sondern in ihren Wechselwirkungen. Er bringt die Menschen zueinander in Beziehung. Und er greift in seiner Philosophie des Geldes die Sinnfrage auf: Was ist für die Menschen von Wert? Das kann man nicht von oben dekretieren. Da geht es darum, was die Leute selbst empfinden.

RB: Man sollte meinen, in Zeiten der Globalisierung wird die Vorstellung von Arbeit in den verschiedenen Ländern immer ähnlicher. Ist das so?

BZ: Es gibt immer noch große Unterschiede. Sie sind nicht nur ökonomisch bedingt, sondern auch kulturell. Es gab vor ein paar Jahren eine große Untersuchung über die Werte der Europäer in Bezug auf die Arbeit. Das Ergebnis war: Nirgendwo in Europa hat sie so einen hohen Stellenwert wie bei den Franzosen.

RB: Das Klischee sagt doch immer, für die Deutschen sei die Arbeit am wichtigsten?

BZ: Offenbar nicht. Allerdings stehen die Franzosen zugleich an der ersten Stelle derjenigen, die weniger arbeiten wollen. Das klingt erst einmal paradox.

RB: Haben Sie eine Erklärung dafür?

BZ: Die Arbeitsbeziehungen sind in Frankreich hierarchisch. Demokratie im Betrieb gibt es kaum. Das ist in Deutschland anders. Selbst wenn es eine begrenzte

Demokratie ist. Man hat ein gemeinsames Ziel und man zieht an einem Strang, um dieses Ziel zu erreichen. In einer Krise arbeitet man etwas weniger für ein bisschen weniger Lohn, weil man weiß, dass es hinterher wieder besser geht. Das ist in Frankreich sehr schwer. Dort gibt es ein solches Misstrauen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, dass Solidarität innerhalb eines Betriebs ganz schwer zu erreichen ist.

RB: Mit dieser Frage nach der Arbeitskultur wollen Sie sich am Wissenschaftskolleg intensiver beschäftigen. Was haben Sie vor?

BZ: Wir haben sechs Firmen aus Deutschland und Frankreich ausgewählt, die in beiden Ländern Standorte unterhalten. Dort wollen wir schauen: Wie wird die Unternehmenspolitik multinationaler Unternehmen in lokalen Standorten wirksam? Wie wirkt sie sich auf die Arbeitsbeziehungen und Berufsverläufe der Beschäftigten aus? Wie ist es um Vertrauen und Misstrauen am Arbeitsplatz bestellt? Welche Konsequenzen hat die Digitalisierung mit Blick auf Co-Working oder Heimarbeit, aber auch auf klassische Arbeitsorganisationen? Welche Spielräume, welche Zwänge entstehen daraus für die Arbeitenden und die Betriebe? Ich verspreche mir davon sehr viel.

RB: „Welche Art von Arbeit für welche Art von Gesellschaft“ lautet die Leitfrage Ihres Forschungsprojekts. Was bedeutet das und wer entscheidet darüber?

BZ: Da die Arbeit für das Leben der meisten Menschen so wichtig ist, sollten sie mehr zu Wort kommen. Da bleibt noch viel zu tun, auch in Deutschland. Arbeit und Politik sind verknüpft, sie werden aber nicht unbedingt zusammen gedacht. Diese Verknüpfung findet sowohl auf der Mikroebene der Individuen statt als auch auf der Makroebene der politischen und wirtschaftlichen Organisationen. Heute sind die multinationalen Konzerne sehr stark. Solange sie die politischen, sozialen und ökologischen Konsequenzen ihrer ökonomischen Entscheidungen nicht in Betracht ziehen, wird sich wenig ändern. Nationale politische Entscheidungen reichen nicht mehr aus, um eine Gesellschaft zu steuern. Der griechische Fall bietet dafür ein paradigmatisches Beispiel.

RB: Die Befürworter eines bedingungslosen Grundeinkommens sagen: Wenn niemand mehr für den nackten Lebensunterhalt arbeiten muss, können die Beschäftigten über die Arbeitsbedingungen selbst bestimmen. Glauben Sie daran?

BZ: Nein. Wenn wir sagen, die Arbeit gehört zum Menschen dazu, dann können wir nicht einen Teil der Gesellschaft davon ausschließen. Die Gefahr wäre, dass wir eine Zweiklassengesellschaft institutionalisieren: die Leute mit bloßem Grundeinkommen und die anderen. Wenn man Simmel darin folgt, dass Herrschaft und die Ausübung von Macht eine weitere anthropologische Konstante des Menschen ist, dann fällt es schwer zu glauben, dass ein Grundeinkommen allein die gesell-

schaftlichen Probleme lösen kann. Vielleicht in Zusammenhang mit anderen Maßnahmen. Die gilt es noch zu erfinden, und sicher nicht allein auf einer nationalen Ebene. Die enge Verkoppelung zwischen Wirtschaft und Politik macht daraus eine transnationale Herausforderung.

RB: Was schlagen Sie stattdessen vor? Mehr politische Regulierung?

BZ: Es geht nicht darum, die Arbeit von oben zu regulieren. Sondern darum, die Demokratie an den Arbeitsplatz zu bringen. Das widerspricht nicht den transnationalen Herausforderungen. Das menschliche Leben spielt sich auf verschiedenen Eben zugleich ab. Die einzelnen Arbeitenden sollen mitgestalten können, was Arbeiten bedeutet und wie man die Arbeit organisiert. Natürlich immer mit Blick auf den Erfolg des Betriebes. Es geht dabei nicht nur um die Arbeitszeit, sondern auch um den Arbeitsort, um die Arbeitsorganisation und um die Frage, was eigentlich betrieblicher Erfolg bedeutet. Wir erleben eine Revolution der Arbeitsbedingungen. Da passen die traditionellen Regeln nicht mehr. Die Frage ist nur, was danach kommt. Wenn wir die Arbeit nicht nur als Mittel betrachten, sondern auch als einen Zweck von Gesellschaft, dann dürfen an den Entscheidungen nicht nur Manager und Aktionäre beteiligt sein. Gewerkschaftliche Stellungnahmen reichen hier auch nicht aus. Die Integration von individueller Stimme und kollektivem Handeln ist neu zu denken, genau wie am anderen Ende das Zusammenspiel zwischen nationaler und transnationaler Politik.

RB: Zur Zeit gibt es eine Debatte darüber, ob Computer und Roboter irgendwann einen großen Teil der Jobs erledigen. Geht uns die Arbeit bald aus?

BZ: An diese These glaube ich überhaupt nicht. Für mich geht es eher darum, Arbeit neu zu gestalten und zu definieren, zum Beispiel Familienarbeit oder Ehrenamt einzubeziehen. Es wird neue Berufsbilder geben, mit neuen Qualifikationen. Die Arbeit wird sich schon ändern. Ausgehen wird sie uns nicht.

Bénédicte Zimmermann vor der Villa Noelle in der Winklerstraße

Consider the fish

What do we know about pain in animals?
Three researchers are looking for answers

by Sonja Kastilan

Fellows 2015/2016

Bambi is cute - even a movie star. But who cares about a fawn when a clownfish named Nemo goes missing? Although lacking fur and a snout he awakens empathy in humans, and his animated film adventures have recently transformed fish into appealing and popular figures – though we otherwise regard these creatures as cold, mute and benumbed (preferring our herring wrapped around a pickle and giving hardly a thought as to their possible suffering).

Many of us can perhaps generate enthusiasm for seahorses and boxfish or appreciate the fight put up by a carp when it's hooked. But generally speaking, fish have it pretty tough. We encounter them as pickled herring, fish sticks, smoked salmon or canned tuna, and we tend to forget that these tasty morsels were formerly living vertebrates – that whether festooned with orange and white stripes or just possessing the standard silvery scales, fish are capable of a wide spectrum of sensations. But was Charles Darwin correct in assuming that the lower animals can even have feelings similar to those of humans – feelings of joy and pain, happiness and sadness?

Their aquatic way of life makes fish alien creatures to us; however, they can accomplish astounding things. For instance they crack open shells with the help of hard rocky outcrops, using them as tools. And they are by no means mute. They grind their teeth, growl or communicate in other ways such as changing their color, and their eyes convey presumably more then we suspect. "Only they can't talk to us about their emotions, which of course makes it difficult to recognize their abilities and undertake such experiments that would directly measure their experience of pain," says Victoria Braithwaite, a behavioral scientist from Pennsylvania State University whose work in this area is a labor of love. At the Wissenschaftskolleg she is leading a Focus Group devoted to the subject of *Pain*, this group includes Daniel M. Weary, a behavioral scientist

Daniel Weary, Paula Droege and Victoria Braithwaite on the shore of the Koenigssee

from the University of British Columbia in Vancouver, and Paula Droege, a philosopher also from Pennsylvania State University.

Pain means more than mere sensory perception of a potentially damaging mechanical, thermal or chemical stimulus. It also means a subjective unpleasant feeling that leads people to change their behavior and thus prevent injury. But these feelings are private and hence hard to assess, especially in animals that are very unlike us. Braithwaite and her colleagues in Berlin are presently tackling the question of if and how we can assess this felt experience of pain in fish and other animals. Says Braithwaite: "We are attempting to distinguish the various stages of perception and conceive experiments to see how animals react, learn, remember and subsequently evaluate whether a certain environment is potentially dangerous for them."

Identifying this felt component of pain has strong ethical implications. The heart of concerns about animal welfare involves their experiences of negative and positive feelings – the pains and pleasures of life – so knowing, for example, when a fish feels pain will help inform ethical discussions about types of procedures that animals should be exposed to. Concerns about fish welfare have already led to improvements in methods used to slaughter some farmed fish, but billions of wild caught fish are killed using methods that may cause intense suffering.

Do reactions to pain occur consciously or unconsciously? And what function befits this consciousness? What advantages does it offer? These are questions that preoccupy Paula Droege, and like the two other members of her Focus Group, she regards a multi-disciplinary discourse as important to doing justice to the subject of pain. Particularly since the debate about consciousness is mostly based on human beings and their sensations, we may focus on the constant process of self-reflection and mulling over thoughts about ourselves and the future instead of more simple forms of experience. It is more difficult to take on the perspective of whatever animal and accept that not only are humans in possession of consciousness but so too fellow-mammals and perhaps even other creatures.

"When we become conscious of something, this permits us a certain flexibility in our actions," says Droege in explaining why an understanding of time plays an important role. "We recognize the events in present time and can learn from them and thus adapt to our environment." The past influences our behavior; consciousness helps us to make a choice. But the degree to which this applies to other living beings is among other things dependent on a creature's evolutionary developmental stage. Not every animal contemplates tomorrow. Droege says that among other projects they wish to use their time at the Wissenschaftskolleg to create a kind of research program whereby science both challenges scholars and offers them procedures to follow in solving certain prob-

lems pertaining to those challenges: "We need tests to compile data that will allow us to verify our theses regarding consciousness and pain." But there is probably no single experiment that would have general validity for every species.

Researchers regard development of the sensation of pain as a beneficial survival mechanism. It is improbable that it should have emerged suddenly in human beings. There must have been preliminary stages, opines Victoria Braithwaite, for ultimately we are part of the evolutionary process. The behavioral scientist is persuaded that fish manifest feelings and thus register something akin to pain, "though not in the same sophisticated manner as we humans." But for those who desire to kill a fish without subjecting it to undue torment, she tenders a sole piece of advice – do it as quickly as possible. A fish's brain is relatively simple, and skeptics often make neurobiological distinctions between the anatomy as well as the physiology of humans and fish so as to deny the latter any capacity for suffering. They are also unpersuaded by observed changes in behavior, which is precisely the basis on which Braithwaite renders her judgment: "Fish change their plans so as to evade disturbing irritants – they're flexible."

That there are indeed receptors in fish is insufficient evidence; crucial here is just how the external stimuli affect their behavior. Together with her colleagues, in a series of experiments, Braithwaite was able to show that rainbow trout react to acetic acid and bee venom. She describes the observations they made: "Headaches disturb our ability to concentrate, and the fish behaved differently as well and approached an object that they would have otherwise avoided." Morphine was able to restore the fish's normal state – similar to how a pain reliever for headaches would help humans. Braithwaite and her team conduct studies in natural bodies of water and carry out additional tests with fish in laboratory experiments: "We give careful thought to exactly what we will be doing and how many we will catch because there is no going back for the fish." They were also able to observe that fish can react in a frustrated manner. For instance when they failed to receive their usual food they changed their tempo; they were visibly disconcerted by the fact that it was of lesser quality or volume.

Now and then Braithwaite herself harbors a feeling of frustration due to the fact that especially neuroscientists have not been persuaded by the data. And also because fish are still underestimated even though there are examples of two species that cooperate with one another. In the Red Sea there are groupers and giant morays that form successful hunting communities based on communication and coordination. This is a fascinating example – yet it remains difficult for people to ascribe any feeling to the perceived expressionless faces let alone grant any kinship to humans.

The more that an animal appears similar to us, the more we feel compassion for the creature. We place the

chimpanzee above the rat, the fish above the cockroach or some other insect. "The value that we attribute to a fellow creature influences how we assess their abilities and sentience," says Daniel Weary – and he takes a page out of the history of medicine: With the emergence of anesthesia, doctors of the time did not apply it in equal measure to all their patients but only to those for whom they felt it was important. Similar judgments have been passed regarding the suffering of animals, these judgments changing with the passage of time. For example horses and cattle were always granted respect as beasts of burden, whereas cats and dogs now enjoy a higher status than earlier.

But Weary regards another question to be of greater import than that of whether animals feel pain: what exactly causes them to suffer? The heart of the matter for Weary, who for years has involved himself with farm animals, is their well-being: "What does it mean for an animal to have a good life?" Dog owners and farmers quickly recognize when the behavior of an animal changes or it experiences shifts in mood.

The zoologist is hardly advocating a world without farm animals and pets – he's simply doing his utmost to insure that they are treated as well as can be possibly expected. Ultimately the relationship between animals and their owners is based on a long cultural history, and this context needs to be considered when developing improved ways of caring for animals. His research is in service to society: "We help to better the conditions of husbandry by attempting to understand what animals need, what is best for them and what inflicts the least amount of suffering when it is unavoidable, for instance with medical procedures."

Investigations at the molecular level are insufficient in recognizing discomfort, stress, fear, pain and suffering – for example an increased concentration of stress hormones in the blood can indicate agitation in a positive sense. "Experiments must therefore be refined so as to discover an animal's specific preferences and dislikes. And it is also important to understand what suffering means for different animals, particularly when their biological requirements and sensory abilities are very different to our own," explains Weary, whose knowledge of such experimental set-ups is highly valued by Braithwaite and Droege. For instance, to better understand the motivation of dairy cow to access pasture, cows were trained to open a weighted gate. The maximum weight the cows were willing to push could then be compared to the weight they were willing to push when they were hungry. The study showed that cows would 'work' very hard to go outdoors, pushing about the same weight as they are willing to push to access fresh feed after their morning milking. "Nobody would deny cows their breakfast but they are often prevented from grazing in the pasture," says Weary, thus throwing into question a present-day practice on many farms. In other work Weary and his

students have developed methods of assessing mood states in animals by testing their responses to ambiguous stimuli. They have found that dairy calves will show a negative judgment bias (i.e. treat a neutral stimulus as if it was negative) when experiencing the pain in the hours after dehorning (a common farm procedure). Interestingly, calves showed a very similar judgment bias in the hours after separation from their mother at weaning, suggesting some similarity in the effects of emotional and physical pain on mood in animals.

Many animals suffer under a loss of control, while others incur suffering as a result of isolation. Not only their evolutionary history but their social structure – e.g. herd animals as opposed to solitary ones – and life expectancy have an impact on how animals behave and experience pain. These factors must be taken into consideration. "It is only when we understand their behavior that we can make and test interesting prognoses," says Braithwaite, who characterizes fish as sentient but who still remains unpersuaded with regard to crustaceans; and she sees a great challenge for scientific research in the case of cephalopods such as the octopus. Charles Darwin on the other hand was less circumspect: He regarded it as a fact that the lower animals are affected by the same feelings as we humans.

Verbotene Waren

Der Historiker Leor Halevi erforscht, wie die muslimische Welt auf Zeug der Moderne reagierte

Fellow 2015/2016

von Hans-Joachim Neubauer

Gongs zum Beispiel, Gongs können schwierig sein. Nicht unbedingt für Leor Halevi, aber zum Beispiel für einige Muslime in Indonesien, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts an einen Rechtsgelehrten mit der Frage wandten, ob es in Ordnung sei, wenn der Muezzin sie mit einem dieser riesigen chinesischen Gongs zum Gebet rufe. Eigentlich müsse er ja rufen, aber nur mit der menschlichen Stimme, oder?

„Verbotene Waren: Transkultureller Handel im islamischen Recht", hat Leor Halevi sein Arbeitsvorhaben am Wissenschaftskolleg betitelt. Klingt irgendwie trocken, mag man denken; ein Ausflug in die Gefilde von Religion, Recht und Wirtschaft lässt wohl nicht jeden gleich an eine Abenteuerreise denken. Doch wer sich zu Halevi an den Tisch setzt, wird eines Besseren belehrt. Ruhig, freundlich, gelassen, zugleich aber mit der Leidenschaft des Entdeckers entführt der in Geschichte und Nahoststudien promovierte Harvard-Absolvent in eine Welt seltsamer, zum Teil rätselhafter Geschichten. Nein, es sind keine Märchen, die Halevi bei seinen Forschungen zum Islam entdeckt hat, aber es sind doch lebendige und immer auch exemplarische Berichte, die um ein Thema kreisen: Wie antwortet eine Religion auf die Konfrontation mit dem Fremden, dem Unbekannten?

Halevi liest Fatwas, normative Rechtsauskünfte, Gutachten, die eine religiöse Position zu einer speziellen Frage definieren. Erstellt werden sie von maßgeblichen religiösen Autoritäten. Halevi hat Fatwas aus den verschiedensten Weltgegenden gesucht und gefunden, Texte an der Grenze von Tradition und Moderne, Texte, die erzählen, wie eine überlieferte Gesetzeswirklichkeit versucht, sich dem Neuen zu stellen. Bewusst ignoriert Halevi die Grenzen der akademischen Disziplinen. Bislang analysierten vor allem Historiker der islamischen Rechtstheorie Fatwas. Halevi nun untersucht sie im doppelten Licht der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Was er so zutage fördert, zeigt, wie widersprüchlich und facettenreich sich der Kontakt von Muslimen und Nichtmuslimen gestaltete.

Geschichte ist konkret. In den Geschichten Halevis geht es um Banknoten, Grammofone und Schallplatten, es geht um Gongs, Telegrafen und alkoholische Färbemittel. Und: Es geht um Toilettenpapier. Toilettenpapier? Was sollte daran das Problem sein? Das ist eine lange Geschichte, sagt Halevi, und erzählt sie. Ende des 19. Jahrhunderts beginnt die Industrie in den westlichen Staaten, spezielles Toilettenpapier zu entwickeln – praktisch, perforiert, gerollt, gefaltet. Halevi berichtet von einer Fatwa aus dem Sudan. Darin geht es, 1909, um die Frage eines Gläubigen, der wissen will, ob es gesetzeskonform wäre, auf Toilettenpapier auszuweichen, wenn die normale und vorgeschriebene Körperreinigung mit Wasser unmöglich sei. Wäre, wer Toilettenpapier benutzt, rituell rein – und zugelassen zum Gebet? Oder müssten die Gebete unter anderen Bedingungen wiederholt werden?

Oder die Telegrafen: An nichts haben wir uns heute so gewöhnt wie an die elektronische Übermittlung von Informationen. Doch die Einführung der elektrischen und elektromagnetischen Telegrafie stellte strenggläubige Muslime vor ein Problem – etwa wenn die Anlagen benutzt wurden, um die korrekte Zeit für den Beginn oder das Ende des Ramadan zu übermitteln. Oder wenn es um mündliche Aussagen in einem Rechtsstreit ging. Schließlich regelt das islamische Gesetz, in welchen Fällen schriftliche Aussagen benötigt werden. Ähnliches wird diskutiert anlässlich von Schallplatten mit Koran-Lesungen. Was ist erlaubt?

Halevi erstellt nicht bloß einen Katalog der fragwürdigen Gegenstände, ihn interessieren die Debatten um Dinge und Praktiken, die Spiegelungen des einen im anderen. Im frühen zwanzigsten Jahrhundert werden vermehrt alltägliche Fragen des Zusammenlebens der Religionen diskutiert: Dürfen Muslime mit Wein handeln? Dürfen sie mit Produkten Geld verdienen, die aus Schweinefleisch hergestellt wurden? Dürfen sie Lotto spielen?

Sogar Papiergeld ist nicht selbstverständlich. Im Mittelalter verwendeten muslimische Händler Kreditbriefe und Wechsel, Dokumente aus Papier, um ihre Geldge-

schäfte leichter abwickeln zu können. Eigentlich ließe sich das leicht auf Banknoten ausdehnen, die ursprünglich Schuldscheine waren: Urkunden, die auf eine materielle Auszahlungspflicht der Notenbanken verweisen, auf einen konkreten Gegenwert in Gold oder Silber. Doch als das Geld abstrakter wurde, fragten sich gläubige Muslime, ob sie überhaupt mit Scheinen bezahlen dürften, die wertvolle Münzen aus Metall bloß symbolisierten. Das Ergebnis: Sie durften. Auch der Gläubige, der sich nach der Körperreinigung ohne Wasser erkundete, dürfte erleichtert gewesen sein, als er die Antwort erhielt: „Keine Sorge, es ist vollkommen in Ordnung, Toilettenpapier zu benutzen."

Wenn Leor Halevi von diesen Dingen erzählt, wenn er die arabeskenhaften Geschichten ausbreitet, die er ausgegraben hat, spiegelt sich die Entdeckerfreude in seinem Gesicht. Das Motto seiner Alma Mater, der Vanderbilt University von Nashville, Tennessee, passt gut zu ihm: „Neugier treibt uns an." Geboren wurde er 1971 in Montreal, er wuchs auf in Mexiko, studierte Geschichte und Middle Eastern Studies in Yale und Harvard, lernte Arabisch und promovierte über islamische Todesrituale. Islamisches Recht studierte er an der École des hautes études en sciences sociales in Paris. Wenn Halevi im Sommer mit seiner Frau und seinen drei Kindern nach Nashville zurückkehrt, wird er dort wieder als Associate Professor arbeiten. Und wie es aussieht, wird er ein Buchmanuskript in der Tasche haben. Darin geht es um die besonderen Gegenstände, Waren und Praktiken, von denen gerade die Rede war, sowie um die Frage, wie sich die Debatten dazu im Laufe der Jahrzehnte verändern. Mit der Globalisierung der Arbeit nehmen die Kontakte zwischen Muslimen und Nichtmuslimen rasant zu. Restaurants, Banken und Büros werden zu Orten des transkulturellen Austauschs. Um Leser muss sich Halevi nicht sorgen: Dem guten Erzähler, exzellenten Wissenschaftler und brillanten Autor haben bereits mehrere renommierte Verlage Angebote gemacht.

Warum eigentlich beschäftigt sich Halevi mit diesem Thema? „Gute Frage", sagt er und lacht, „das hat sicher mit meinem persönlichen Hintergrund zu tun." Ein Mufti als Nachbar, ein Muslim als Onkel? Nein. Halevi wuchs auf in einem säkularen jüdischen Zuhause in Mexiko. Schon früh bestaunte er die üppigen Rituale seiner katholischen Umgebung. Lange bevor er begann, sich für den Islam zu interessieren, beobachtete er, wie Religion das soziale Leben bestimmen kann. „Ich hätte auch ein Historiker des Christentums werden können", meint er, aber letztlich habe ihn der Islam dann doch mehr begeistern können. Wohl auch, weil bislang nur sehr wenige Studien von Rang den Zusammenhang von materieller und ideeller Geschichte im muslimischen Kulturraum beleuchten.

Neugier treibt an. Und immer wieder spielen auch persönliche Zufälle eine Rolle. Dass sich Halevi für den muslimischen Umgang mit den Essensvorschriften

interessiert, liegt nicht daran, dass er sich durch die Halal-Normen an koscheres Essen erinnert fühlte. Aufmerksam für das Richtig und Falsch beim Essen wurde er vielmehr, weil eines seiner drei Kinder eine Lebensmittelallergie entwickelte. Normen und Wirklichkeit hängen zusammen. Ganz besonders in den Religionen: „Mich fasziniert die Spannung zwischen religiösen Ideen und konkreter Praxis.“ Nur Ideen, das wäre Halevi auf Dauer nicht genug; Geschichte ist und bleibt halt konkret.

Forschung vermehrt Wissen. Doch wozu dient dieses Wissen? Halevi sieht den Sinn seiner Studien zum einen in der Aufklärung über das Vergangene. Er will verstehen, wie die Gegenwart zu der geworden ist, die wir vorfinden. Viele der immer wieder spürbaren Friktionen zwischen Anhängern verschiedener Religionen ergeben sich aus neu definierten Bräuchen, Normen, Regeln. Religionen zeigen sich auch im Alltag; er sieht sie als kulturelle Phänomene, „nicht unabhängig von der Welt, sondern von materiellen Kräften geformt. Am Ende werden sie von der Begegnung mit Objekten, Technologien und anderem Neuen gestaltet, das in die Gesellschaft kommt.“

Dieser konsequent historische Blick hat natürlich Konsequenzen für den Wahrheitsanspruch der Religion. Für Halevi „gibt es kein festes Set von Glaubensinhalten, das unveränderlich und nicht wandelbar wäre“, er konzentriert sich dagegen auf „hervorstechende Inhalte aus der religiösen Struktur, die unter bestimmten Bedingungen betont werden.“ So werden wechselnde elementare Normen des Korans herangezogen, wenn über Neues nachzudenken ist, wenn ein Weg gesucht wird, die Tradition mit der Moderne zu verbinden. Denn am Ende geht es darum, dass die Menschen lernen wollen, wie man mit dem Neuen lebt, ohne das Alte zu verlieren.

Religionen sind eben kulturelle Systeme, und kulturelle Praktiken und Normen regeln ihr Miteinander. Angesichts der grassierenden Fundamentalismen ist das nicht mehr selbstverständlich. Mit seinen Recherchen stellt Halevi den kategorialen Unterschieden der Bekenntnisse die alltägliche Lebenspraxis zur Seite. Religion verändert sich, immer, „it’s a changing thing“, sagt Halevi, und fragt nicht nach den ewigen Wahrheiten, sondern nach dem jeweiligen Hier und Heute, nach Papier und Gong, nach Wein und Schein. Damit sagt er auch etwas über die Adressaten seiner Forschung aus. Aber natürlich ist Halevi viel zu bescheiden, um zu behaupten, dass seine Forschung für uns alle nützlich sei. Viel lieber sitzt er da und erzählt von seinen Abenteuern und Entdekkungen: kleine und kluge Geschichten von früher, in denen sich so viel spiegelt von heute.

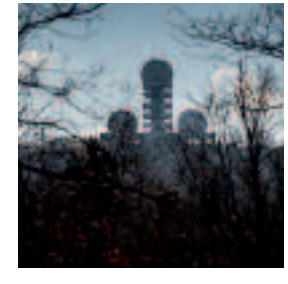
Teplitzer Straße
Hagenstraße

Leor Halevi in front of the embassy of Quatar

Bildnachweise

Alle Fotos Maurice Weiss, Ostkreuz Agentur der Fotografen
mit Ausnahme S.5 Foto Katharina Wiedemann

12/13 Bismarckbrücke über den Herthasee

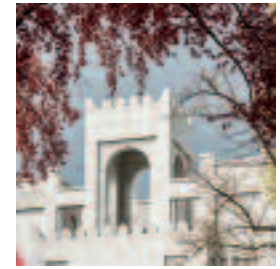


20/21 Verlassene Abhöranlage auf dem Teufelsberg

28/29 Leer stehende Villa Noelle in der Winklerstraße

32/33 Ufer des Koenigssees

42/43 Botschaft Katars am Roseneck



Autoren

Hannah Bethke	Politikwissenschaftlerin, freie Autorin und Publizistin, u. a. für die Frankfurter Allgemeine Zeitung und Deutschlandradio Kultur
Ralph Bollmann	Historiker, Politikwissenschaftler und wirtschaftspolitischer Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung
Sonja Kastilan	Biologin und Redakteurin im Wissenschaftsressort der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung
Manuela Lenzen	Philosophin und freie Wissenschaftsjournalistin
Hans-Joachim Neubauer	Literaturwissenschaftler, Journalist und Professor für Drehbuch/Dramaturgie der Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf
Kevin McAleer	Übersetzungen ins Englische

Impressum

Herausgeber	Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin Professor Dr. Luca Giuliani
Redaktion	Katharina Wiedemann, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Wissenschaftskolleg zu Berlin
Bildredaktion	Katharina Wiedemann
Graphik und Layout	Juliane Heise / Reiner Will
Druck	Druckerei Heenemann Berlin, Juni 2016

Umschlagabbildung Vorderseite:

Die derzeit leer stehende Villa Noelle wurde 1901 als Privathaus des Berliner Industriellen und Großarbeitgebers Ernst Noelle errichtet. Dessen Enkelin, Elisabeth Noelle-Neumann, die Begründerin demoskopischer Umfragen in Deutschland, wurde in diesem Haus geboren. Wer die Fabrikuhr an der Fassade des leer stehenden Hauses angebracht hat, war nicht zu erfahren.

On the front cover:

The currently vacant Villa Noelle was built in 1901 as a private residence of the industrialist Ernst Noelle. His granddaughter Elisabeth Noelle-Neumann, who pioneered demographic polls in Germany, was born in this house. It remains a mystery, however, as to who mounted the clock on the front of the building.

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN
WALLOTSTRASSE 19 14193 BERLIN GERMANY
TELEFON +49 30 / 8 90 01-0 FAX +49 30 / 8 90 01-300
WIKO@WIKO-BERLIN.DE WWW.WIKO-BERLIN.DE